

Christusfest und Reformationsgedenken – Ein ökumenisches Gespräch

Raimund Litz: Ich begrüße ganz herzlich an diesem Reformationstag Frau Oberkirchenrätin Barbara Rudolph und Herrn Dr. Werner Höbsch zu einem Gespräch über das Thema „Ökumenischer Dialog in säkularer Gegenwart“. Ich betone das Wort „Dialog“, weil es zum ersten Mal für unsere Zeitschrift „Impulse“ einen Basistext in dialogischer Form geben wird. Wir haben bislang immer einen wissenschaftlichen Artikel vorangestellt, der einleitet in das Heft und sein Thema. Weil aber das Thema dieses Heftes lautet „Ökumenischer Dialog in säkularer Gegenwart“, finden wir es gut und angemessen, eine solche Gesprächssituation zu bilden. Wir sind voller Freude, dass Sie, Frau Rudolph unserer Einladung gefolgt sind und im Gespräch mit Herrn Dr. Höbsch von der Abteilung „Dialog und Verkündigung“, den ich ebenfalls sehr herzlich begrüße, einige zentrale Fragen des ökumenischen Dialogs erörtern.

Werner Höbsch: Ich freue mich auch, dass wir dieses Gespräch heute führen, genau an dem Tag, an dem das Jahr des Reformationsgedenkens beginnt und an dem Tag eines weiteren bedeutenden Ereignisses: Papst Franziskus wird heute in Lund den Lutherischen Weltbund besuchen und an einem ökumenischen Gottesdienst teilnehmen. Zum Einstieg meine Frage: Was wird denn beim Reformationsgedenken 2017 eigentlich gefeiert? Gibt es einen Grund, 500 Jahre Reformation zu feiern?

Barbara Rudolph: Ich will noch ergänzen, dass heute nicht nur Papst Franziskus in Lund ist, sondern auch Kardinal Lehmann in Berlin. Er bekommt als erster Katholik die Martin-Luther-Medaille überreicht. Das ist ein Zeichen der Ökumene in Deutschland. Damit unterscheiden sich alle Reformationsjubiläen, die wir bisher gefeiert haben, vor allen Dingen, wenn man die Hundert-Jahr-Feierlichkeiten der Vergangenheit sieht. Es ist sehr schön, dass wir am Ende der „Luther-Dekade“ an dem Punkt angekommen sind, dass wir das Fest ökumenisch begehen. Das war vor zehn Jahren

noch nicht abzusehen, und das allein ist schon etwas Besonderes. Es gibt Versöhnungsgeschichten, die brauchen lange, aber es gibt sie. Die verschiedenen reformatorischen Traditionen etwa haben vierhundertfünfzig Jahre gebraucht, um sich in der Abendmahlsgemeinschaft, der „Leuenberger Konkordie“ von 1973, wiederzufinden. Was auffällig ist, Sie sprechen vom „Reformationsgedenken“, die evangelische Kirche feiert seit Jahrhunderten ein „Reformationsjubiläum“. Vor vier Jahren gab es um die Wortwahl eine heftige Diskussion: „Gedenken“ klingt traurig – wir haben ein Gedenken z.B. am 9. November an die Progrome gegen die Juden; wir gedenken der Befreiung von Auschwitz – und in diesem etwas getragenen Ton stand auch das „Reformationsgedenken“. Wir hingegen wollen wirklich jubeln und ein „Jubiläum“ feiern. Reformation ist ein fröhlicher Anlass, wie die Katholiken das Jubiläum des II. Vatikanum gefeiert haben. Diese Diskussion hat sich in den letzten zwei Jahren fast gelegt. Im Rheinland ist sehr früh vom „Christusfest“ gesprochen worden. Wir feiern nicht die Kirche. Wir feiern Christus. Im Zentrum der Reformation steht ja, dass Gott sich uns zugewandt hat. Wir müssen uns nicht zu ihm hinaufarbeiten, sondern er kommt zu uns in Christus. Darum feiern wir ein „Christusfest“.

Werner Höbsch: Die Akzentuierung der Reformationsfeier auf ein Christusfest hat auch die katholische Kirche dazu bewogen, in diesem Sinn gut mitgehen und mitfeiern zu können. Denn natürlich ist Christus ein Grund zu feiern. Mit dieser Fokussierung wird nicht alles Trennende schon überwunden, aber es macht deutlich, dass dieses Jubiläum nicht mehr vom „Gegeneinander“ geprägt ist, vielmehr erinnern wir uns des gemeinsamen Ursprungs und feiern ihn auch, nämlich Christus.

Barbara Rudolph: Das „Christusfest“ ist auch unseren freikirchlichen Geschwistern sehr nahe, ebenso der Orthodoxie. Die Christusikone ist für sie die wich-

tigste Ikone. Entstanden ist der Gedanke des „Christusfestes“ während der Heilig-Rock-Wallfahrt in Trier, zu der wir 2012 eingeladen worden sind. Evangelische Christinnen und Christen verehren keine Reliquien. Als das Bistum Trier klarstellte, im Zentrum steht Christus, haben wir uns auf die „Christuswallfahrt“ eingelassen. Aus dieser Erfahrung ist dann die Einladung zum „Christusfest“ anlässlich der Reformation nach Koblenz erfolgt. Ich habe diese Überlegungen Bischof Feige, dem Bischof für Ökumene, mitgeteilt und gefragt, ob dies nicht eine Form sei, das Fest ökumenisch zu feiern und allmählich hat sich der Begriff durchgesetzt. Ich glaube, er hilft uns beiden: uns verbindet nämlich mehr, als uns trennt. 1500 Jahre gemeinsame Kirchengeschichte, 500 Jahre getrennt, das spricht für sich selbst, und theologisch ist das ähnlich.

Werner Höbsch: Die Bezeichnung „Christusfest“ ist ja keineswegs die Einigung auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, denn Christus steht immer im Zentrum unseres Glaubens. Und da sind wir bei Martin Luther, der genau dieses Zentrum betont hat: „solus Christus“. Das ist das, was ihn bewegt hat und was heute in den Kontexten unserer Zeit wiederentdeckt wird. „Solus Christus“, „sola scriptura“, das sind neben den beiden anderen, nämlich „sola gratia“ und „sola fide“, die wesentlichen Punkte, die zum Ausdruck bringen, was Luther bewegt hat. Da ergibt sich eine Frage, die im Jahre 2006 insbesondere durch die „Regensburger Rede“ des damaligen Papstes Benedikt XVI. aufgeworfen wurde: Beinhaltet das Verständnis, das von der Reformation ausgegangen ist, besonders „solus Christus“ und „sola scriptura“ nicht eine Verkürzung? Papst Benedikt hat dabei von Prozessen der „Enthellenisierung“ gesprochen.

Barbara Rudolph: Ich bin nicht so eine gediegene Philosophin, wie es der frühere Papst gewesen ist, aber ich entdecke in der Reformation gar nicht eine so starke „Enthellenisierung“. Der treueste und wichtigste Weggefährte von Martin

Es ist sehr schön, dass wir am Ende der „Luther-Dekade“ an dem Punkt angekommen sind, dass wir das Fest ökumenisch begehen.

Luther war Phillip Melanchthon. Er hieß „Schwarzerd“ und hat von seinem Lehrer einen griechischen Namen bekommen. Er war Griechischlehrer. Nach Wittenberg kamen die Studierenden vor allen Dingen wegen dieses hervorragenden Griechisch-Lehrers und haben hierüber dann auch Martin Luther kennen gelernt. Die Entdeckung der alten Sprachen und des alten Denkens hat in der Reformationszeit eine große Bedeutung gehabt. „Ad fontes“, „zurück zu den Quellen“, ist eines der Schlagworte der Reformation. Die Reformation hat meines Erachtens – dies müsste aber noch eigens geprüft werden – nichts gegen Philosophie bzw. die mittelalterliche Philosophie, aber sie hat die Theologie aus einem philosophischen Korsett befreit. Die „Scholastik“ hatte ihre Stärken, aber auch ihre großen Schwächen. Es gibt später viele Philosophen, von Leibniz über Kant und Hegel und viele andere, die evangelisch waren und den Protestantismus auch bereichert haben. Die Idee hinter „sola scriptura“ ist, dass Christus, der fleischgewordene Gott, den ich im Wort der Bibel entdeckte, alle menschlichen Denkrahmen sprengt. Das ist die Entdeckung Martin Luthers. Über dem Bibel-Lesen entdeckt er einen Christus, der noch einmal ganz anders ist als der, von dem er in der philosophisch-theologischen Tradition gehört hat.

Werner Höbsch: Und trotzdem haben wir ja keine andere Möglichkeit, über Christus und die Schrift zu sprechen als in der jeweiligen Tradition. Hier tritt ein Spannungsfeld zutage zwischen dem Schriftbezug und dem, was im katholischen Kontext mit „Tradition“ bezeichnet wird. Christus und die Schrift sind uns durch die Überlieferung, „traditio“ übermittlelt und nahegebracht worden. In der „traditio“, nicht zu verwechseln mit dem Traditionalismus, wird das Evangelium von Einzelnen und von der Kirche verstanden und gedeutet.

Barbara Rudolph: Ich glaube, wenn wir heute miteinander reden, nach 500 Jahren Theologie- und Philosophiegeschichte, haben wir uns aus zwei extremen Richtungen angenähert. In der Zeit Martin Luthers war die Tradition verbunden mit „Autorität“ und mit Macht, d.h. es gab ein mächtiges Gefüge, einen Papst, eine Hierarchie, die bestimmte: „Das ist die Tradition“. Wenn Martin Luther die Bibel auslegte, tat er das durchaus auch in der Tradition, die er erlernt hatte, und die Bi-

bel ist selbst ein Teil der Tradition. Aber dadurch, dass er sie anders auslegte als der „Traditionswächter“ seiner Zeit, kam es zu dem Konflikt. Und in dem Konflikt sagte er: dann zählt die Bibel mehr als der Wächter der Tradition. Das ist der Konflikt. Heute würde wohl auch die katholische Kirche – da können Sie mich aber berichtigen – sagen: natürlich muss sich die Tradition von der Schrift her korrigieren lassen. Und wir Protestanten würden heute immer sagen: natürlich ist die Schrift auch aus einer Tradition erwach-



Oberkirchenrätin Barbara Rudolph

sen. Seit der Einigung in den Kernfragen der Rechtfertigung im Jahr 1999 können wir sehr vieles gemeinsam bekennen. Ich muss heute, auch in der evangelischen Tradition, damit rechnen, dass Christus sich noch einmal durch die Bibel mir in einer Weise offenbart, wie es mir bisher noch nicht bekannt und vertraut war. Karl Barth hat in seiner Kirchlichen Dogmatik einmal geschrieben, dass es vorkommen kann, dass man in der Theologie das vertraute Gelände verliert. So ist es ihm bei der Prädestinationslehre ergangen.

Raimund Litz: Nur im Sinne einer Problemanzeige: Gerade hinsichtlich des Verhältnisses von Glaube und Vernunft, für das der Begriff „Hellenisierung“ bzw. „Enthellenisierung“ ein Index ist, und mit Blick auf den Gedanken der Unableitbarkeit dessen, was uns Christus durch die Schrift in unsere Zeit hinein sagt, stellen sich aber doch einige Fragen. Erstens: muss nicht eine solche unableitbare Botschaft, sofern sie auch jenseits ihres unmittelbaren historischen Kontextes verstanden werden will, sich in einem

Medium vermitteln lassen, das gewissermaßen kontextübergreifend den Menschen zugänglich ist, d.h. also primär im Medium der Vernunft? Sie wäre also ein „Resonanzkörper“, eine Entsprechung des Wortes im Menschlichen. Und zweitens, was unter dem Stichwort der „Hellenisierung“ auch angefragt ist: Ist durch die Begegnung des Christentums mit der griechischen Kultur und Denkform wirklich eine Deformation der ursprünglich jesuanischen Verkündigung einhergegangen? Dies hätte ja auch Konsequenzen für die Verkündigung der Botschaft in die heutige Zeit. Braucht es also nicht vielmehr den produktiven Dialog mit Formen menschlich-vernunftgemäßer Vermittlung, um diese lebensstragende Botschaft zu vergegenwärtigen?

Barbara Rudolph: Das ist meines Erachtens in der Tat eine sehr katholische Annäherung an das Verhältnis von Glaube und Vernunft. Ich würde es aus der Reformationsgeschichte anders beschreiben. In der Reformationszeit wurde die Bildung, das Selber-Denken sehr gefördert. Nicht umsonst ist die Bibel ins Deutsche übersetzt worden, zuvor übrigens schon bei den Waldensern in Italien und den Tschechen, jeweils in die Muttersprache. Das heißt, der einfache Mensch, dem man im Spätmittelalter das selbständige Denken gar nicht zutraute, bekam die Bibel in die Hand und durfte selber lesen, unkontrolliert, nicht von Autoritäten geleitet, denken. Das hat dazu geführt, dass es im Protestantismus ganz früh eine ganz „freche Neugierde“ auf alles gab, egal, ob das in der Kirche gelehrt wurde oder nicht. Das heißt also, in allen Fragen der Vernunft (was Wissenschaft, Technik, Philosophie, Kunst, Musik betraf) gab es viel Bewegung. Die Vordenker der Demokratie und der Gleichheit von Menschen sind evangelisch geprägte Menschen gewesen. Glaube und Vernunft sind nicht ein Gegenüber. Der Glaube fordert mich als selbständiger Mensch heraus, im Gegenüber zu Gott die Bibel zu studieren und mich zu bilden. „Praeceptor Germaniae“, der Lehrer Deutschlands, wurde Melanchthon genannt, weil er genau das wollte. Man wollte kluge Leute haben, die Fragen stellen. Und dann musste man aushalten, dass Fragen gestellt wurden, sogar solche, die ganz und gar in eine andere Richtung gingen. Das hat der Protestantismus verkraftet. Er hat z.B. in der Zeit der Aufklärung den Pietismus entwickelt und sich mit der Aufklärung auseinander

Die evangelische, wie auch die katholische Kirche nennt sich selbst „ecclesia semper reformanda“, eine sich stets erneuernde Kirche.

gesetzt. Das heißt: Vernunft ist nicht der Anknüpfungspunkt für Gott, da sind wir Evangelischen zurückhaltend. Vernunft wird vom Glauben her geleitet, wie übrigens nicht nur die Vernunft, sondern auch das Herz und das Gemüt. So hat der Protestantismus von Anfang an viele Lieder gehabt, die das Herz berührten.

Werner Höbsch: Es war ja ein großes Anliegen von Papst Benedikt, das Verhältnis von Glaube und Vernunft zu bedenken; dabei machte er sehr deutlich, dass die Vernunft nicht den Glauben und der Glaube nicht die Vernunft ersetzen können, dass es vielmehr ein fruchtbares, aber auch spannungsreiches Zueinander gibt. In der katholischen Kirche können wir die 62. These von Martin Luther gut mittragen, in der es heißt: „Der wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes“. Das ist das, was uns auf jeden Fall verbindet und nach 500 Jahren ist klar, dass dies das Zentrum der Reformation ist, die Hinwendung zum Evangelium als dem „wahren Schatz der Kirche“. Diesbezüglich hat man auch in der katholischen Kirche dazugelernt, und heute macht dies Papst Franziskus etwa mit seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ (2013) ganz deutlich, wie vorher auch schon Papst Paul VI. mit seinem Schreiben „Evangelii nuntiandi“ (1975). Das Leben aus dem Evangelium ist das Zentrum und das, was uns heute verbindet.

Barbara Rudolph: Das Evangelium ist Kreuzesbotschaft, die manch vernünftiges Denken durchkreuzt. Das müssen wir immer neu akzeptieren, dass wir als kluge Denkerinnen und Denker oft an den Punkt kommen, wo wir erkennen, dass Gott „kreuz und quer“ denkt. Das verbindet uns inzwischen mit katholischen Theologen. Seit dem II. Vatikanum sind in der Tat viele rechtliche oder philosophische Ausdrücke zugunsten biblischer Sprache gewichen, wenn etwa vom „Volk Gottes“ gesprochen wird.

Werner Höbsch: Die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen haben ebenso wie die katholische Kirche Wandlungsprozesse durchgemacht. Wo sehen Sie diese heute?

Barbara Rudolph: Die evangelische, wie auch die katholische Kirche nennen sich selbst „ecclesia semper reformanda“, eine sich stets erneuernde Kirche. Das hat

sie in den vergangenen 500 Jahren immer wieder getan. Lassen Sie mich einen großen Bogen schlagen. Das Jahrhundert nach der Reformation war geprägt von der lutherischen Orthodoxie. Man wollte die reine Lehre, aber manche Auslegung der Bekenntnisschriften wirkte wie ein Korsett. Aufklärung und Pietismus reagierten darauf mit der Infragestellung von Gott bzw. seelischer Frömmigkeit. Im 19. Jahrhundert war das Verhältnis Thron und Altar ungebrochen. Das ist im Berliner Dom bis heute zu sehen, wo der Thron über der Predigtkanzel angeordnet ist. Dann aber kam die Republik 1918, die der Protestantismus in weiten Kreisen nicht mitvollzogen hat. Erst im Nationalsozialismus wurde mit der Barmer Theologischen Erklärung die Bindung an den Staat in Frage gestellt. Da heißt es: Jesus Christus ist das eine Wort, dem wir im Leben und im Sterben zu gehorchen haben. Das ist eine sehr vergrößernde Darstellung der evangelischen Kirchengeschichte. Sie soll zeigen, da ist ständig Wandel gewesen. Hat der Katholizismus nicht auch von den Renaissancepäpsten bis zu Papst Franziskus so manchen Wandel durchgemacht, weltweit, aber eben auch in Deutschland?

Werner Höbsch: Ja, selbstverständlich. „Ecclesia semper reformanda“ ist auch im Bewusstsein der katholischen Kirche sehr stark verankert. Denn das Evangelium wird ja immer in ganz konkrete Kontexte hinein ausgesagt und auch in diesen Kontexten verstanden. Und hier gab es auch wirkliche Lernprozesse, die etwa mit dem Wort des II. Vaticanums „vom Volk Gottes auf dem Weg“ zu beschreiben sind. Es gilt nicht mehr die strikte Unterscheidung der „Hierarchie oben“ und dem „Volk Gottes unten“, sondern es geht um die Betonung des Gemeinsamen in der Kirche – in Taufe und Firmung grundgelegt, ohne damit das Amt aufzugeben.

Barbara Rudolph: Neben der Übersetzung der Bibel, damit das Evangelium allen bekannt wird und der damit verbundenen Bildungsfrage, war ein zweiter wichtiger Akzent das Priestertum aller Gläubigen. Auch das hat zur Selbständigkeit des Denkens geführt. Es gab nicht mehr den Unterschied in der Bedeutung von Amtsträgern oder Ordinierten bzw. Geweihten und Nicht-Ordinierten. Wir konnten in der Rheinischen Kirche im Jahr 2010 400 Jahre presbyteral-synodale Ordnung feiern, in der Pfarrer und Äl-

teste, Presbyter zusammen berieten und die Entscheidungen trafen. Was katholischerseits letzte päpstliche Autorität war, war dort jenes Gremium aus Ordinierten und Nicht-Ordinierten; damals jedoch nur aus Männern bestehend. Manchmal tut die evangelische Kirche ja so, als hätte sie schon in der Reformationszeit die Gleichheit von Mann und Frau entdeckt, das ist aber ein viel längerer Prozess gewesen. Aber es war schon angelegt, dass es eine Offenheit zu dieser Frage gibt.

Werner Höbsch: Wir haben sehr viele Gemeinsamkeiten und Konvergenzen festgestellt, aber gerade das Verhältnis von „Priestertum“ und „allgemeinem Priestertum“ ist doch ein Punkt, der uns bis heute unterscheidet. Wenn ich die Schriften Luthers lese, fällt mir auf, dass das Sakrament oder die sakramentale Ordnung



Dr. Werner Höbsch

und Verfassung der Kirche eine eher untergeordnete Rolle spielt. Aus katholischer Sicht kann ich selbstverständlich sagen, dass wir in der Schrift dem Wort des lebendigen Gottes und im Evangelium Christus selbst begegnen, aber ich füge hinzu: Im Sakrament begegnen wir Christus ebenso wie im Wort. Hinsichtlich der Betonung und des Verständnisses der Sakramente gibt es doch einen Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Kirche.

Barbara Rudolph: Ja, das würde ich auch sagen. Die Realpräsenz Jesu Christi in der Taufe und im Abendmahl ist auch im Protestantismus unbestritten. In der

Uns stellt sich die Frage, wie das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn mit der Toleranz gegenüber anders religiös beheimateten Menschen in Einklang gebracht werden kann.

gemeinsamen Erklärung von Lima wurde festgestellt, dass uns bezüglich Taufe und Eucharistie theologisch nicht viel trennt. Die Unterschiede liegen eher in den dahinter stehenden philosophisch-theologischen Überlegungen (wie der Transsubstantiation). Trotzdem würde ich sagen, gibt es einen Unterschied im Kirchenverständnis. Ich würde ihn so formulieren: (mal schauen, ob Sie damit zu recht kommen): Der Katholizismus trägt die Tradition des Ostergeheimnisses in seiner Kirche. Sie feiern wie die Emmaus-Jünger den Auferstandenen, auch wenn sie ihn auf ihrem Weg nicht erkennen, wie es in der Eucharistiefeyer zu erfahren ist. Der Protestantismus transportiert viel stärker den Karfreitag.

Werner Höbsch: Ich kann gut mitgehen bei dem, was Sie über den Emmaus-Gang gesagt haben. Die Begegnung mit Christus im Brotbrechen und seine Präsenz in den Sakramenten hat die Kirche geprägt und prägt sie bis heute, was im Verständnis des Amtes offenkundig wird. Das protestantische Verständnis der Ordination weist auf Unterschiede in der Ekklesiologie hin, die bis heute bestehen und über die weiter nachgedacht und theologisch gearbeitet werden muss.

Barbara Rudolph: Man kann das evangelische Verständnis von Gemeinde und Ordiniertem sehr schön auf dem Altarbild in der Wittenberger Stadtkirche sehen. Kurz beschrieben: auf der einen Seite die Kanzel und der predigende Luther, auf der anderen Seite die hörende Gemeinde und in der Mitte Jesus Christus. Und beide schauen auf Jesus Christus. Und Christus ist gleich nah zu beiden, zum Prediger, also zum ordinierten Pastor, und zur Gemeinde. Das ist in der Tat ein sehr großer theologischer Unterschied. Ich hoffe, wir werden uns weiter annähern im Laufe der nächsten Zeit, da bin ich gar nicht so kleingläubig. Christus ist nach evangelischem Verständnis nicht auf der Seite des Weiheamtes und ein Gegenüber zur Gemeinde, sondern er steht in der Mitte. Deswegen ist in der reformierten Tradition die Gemeinde fast in einem Kreis angeordnet. Da gibt es natürlich den Pastor oder die Pastorin, die durch Theologiestudium besonders gebildet sind in theologischen Fragestellungen und beauftragt zum öffentlichen Amt, aber es gibt genauso das Laienpredigtamt. Das ist in der Evangelischen Kirche im Rheinland dieselbe Ordination.

Werner Höbsch: Das wäre jetzt natürlich auch noch einmal zu vertiefen, weil Christus zu verkünden natürlich auch in der katholischen Tradition allen Getauften und Gefirmten zukommt, nicht nur den Klerikern.

Damit kommen wir auf einen weiteren Fragekomplex: Luther stellte die Frage nach der Rechtfertigung. „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ Das ist eine Frage, die heute nur noch wenige Menschen innerlich berührt. In der Frage nach Gott in einer säkularen Umwelt sind in gleicher Weise die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen wie auch die katholische Kirche noch einmal ganz besonders herausgefordert.

Barbara Rudolph: Ich würde nicht von einer säkularen Welt sprechen. Die Welt ist in den letzten 20 Jahren viel religiöser geworden als wir uns das vielleicht vorgestellt haben. Europa oder Teile Europas sind säkular, in anderen Teilen der Welt hat Religion stark an Einfluss gewonnen. Die gemeinsame Aufgabe, die ich für alle Christinnen und Christen in unserem Land sehe, ist es, die eigene religiöse Erfahrung in den Diskurs einzubringen. Unsere säkulare Gesellschaft ist gar nicht mehr gewohnt, auf religiöse Aktivitäten zu reagieren. In Frankreich, einem laizistischen Land mit einer strikten Trennung von Staat und Kirche, gibt es für den Staat kein Handwerkszeug mehr, wie er auf die intensive, auch zum Teil fundamentale Prägung neuerer muslimischer Bewegungen reagieren kann. Er hat keine Sprache und Handlungsoptionen entwickelt. Wo er sich zurückgezogen hat, übernehmen andere Einfluss, wie z. B. Saudi Arabien bei Lehren, Geld und Literatur. Seine eigene demokratische Idee von Staat und Kirche bzw. Religion kann Frankreich kaum vermitteln. Dasselbe ist auch hier in Deutschland. Menschen sind überrascht und überrumpelt, wenn jemand einen Koran in der Fußgängerzone verteilt. Da sehe ich für die Kirchen eine gemeinsame Aufgabe zu schauen, wie auf diese religiösen Phänomene eine religiöse Antwort gegeben werden kann.

Werner Höbsch: Es geht zuerst um eine religiöse Selbstvergewisserung. „Solus Christus“: Ich bin mir nicht sicher, ob das von allen Christinnen und Christen in dieser Weise noch mitgetragen wird – etwa mit Blick auf Positionen der pluralistischen Religionstheologie. „Solus Christus“ ist eigentlich gar nicht mehr zwischen

den Konfessionen trennend, es ist innerhalb der Konfessionen trennend. Christus und das Christusbekenntnis werden von manchen auch innerhalb der Kirchen relativiert und Christus neben Buddha oder neben Mohammed gesetzt. Uns stellt sich die Frage, wie das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn mit der Toleranz gegenüber anders religiös beheimateten Menschen in Einklang gebracht werden kann. Das erfordert zuerst einen Akt der Selbstvergewisserung, vor dem wir hier stehen.

Barbara Rudolph: Die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland ist zurzeit im Gespräch mit Gemeindegliedern in verschiedenen Regionen unserer Landeskirche. Wir diskutieren zu dem Thema „Weggemeinschaft und Zeugnis im Dialog mit Muslimen“. Herr Dr. Höbsch, Sie sind ja selbst einer unserer Weggefährten, der kräftig, gut und kritisch mitdiskutiert. Wenn wir begreifen, dass Christus Weg, Wahrheit und Leben ist, und nicht der christliche Glaube, nicht das Christentum, dass Christus uns allen voraus ist, dann ist beides möglich: Christuszeugnis und Dialog. Es macht Freude zu beschreiben, was das eigentlich für mich heißt: Dass ich nicht zu Gott gehe, sondern Gott kommt zu mir. Das ist ja ein jede Religion durchbrechender Gedanke bzw. eine Erfahrung, die wir gemacht haben. Also ein klares Christuszeugnis und zugleich eine große Offenheit, dass Muslime, Juden, Buddhisten und auch Nichtglaubende mit mir gemeinsam auf einem Weg sind, wo wir am Ende vermutlich alle nochmal überrascht sein werden, wie es sein wird.

Werner Höbsch: Für mich ist ein Satz von dem Rabbiner Jonathan Sacks ganz wichtig geworden: die „Würde der Differenz zu achten“. Meine eigene Identität als Christ und die meiner Kirche fußt auf dem Bekenntnis und dem Glauben: Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Diese Identität ist für mich bestimmend. D.h. aber nicht, dass ich die anderen, die da nicht mitgehen können, nicht mehr beachte oder nicht mehr respektiere. Gerade im Dialog ist es wichtig, die Würde der Differenz zu beachten und damit das Eigene nicht aufzugeben, nicht zu banalisieren oder zu irgendwelchen Niedrigpreisen zu verschleudern, sondern dazu zu stehen und in gleicher Weise den Glauben und die Überzeugung der Anderen zu hören und darüber ins Gespräch zu kommen.

*Die Kirchen müssen in Zukunft rechtfertigen, was sie getrennt tun;
selbstverständlich ist das, was sie zusammen tun.*

Barbara Rudolph: In der theologischen Frage der Religionen sind wir uns ganz nahe. Ich spreche nicht von den Heiligen Schriften. Ich spreche noch nicht mal von einem Gemeinsamen der Religionen. Darum bin ich sehr zurückhaltend gegenüber der Vorstellung eines Weltethos, die ansonsten viel Gutes bewegt hat. Hier stellt sich die Frage: Ist die Differenziertheit der einzelnen Religionen wahrgenommen? Aber etwas anderes bewegt mich: Wenn ich in den Dialog mit jemand eintrete, der meinen Glauben an Jesus Christus nicht mit mir teilt, dann kann mir trotzdem in dieser fremden Sprache und fremden Gedankenwelt Christus begegnen. Das ist sozusagen die Frechheit des Glaubens, die ich mir erlaube, dass ich nicht sortiere: hier ist das Christliche und dort das Andere. Es kann sein, dass Christus mit mir unterwegs ist und mir doch von ganz woanders her begegnet.

Werner Höbsch: Was wäre denn jetzt die Haltung und die Botschaft von den Kirchen (im Plural) angesichts der säkularen Entwicklung in Europa? Hier ist zum einen das Zeugnis im Wort wichtig, d.h. Rechenschaft geben über die Hoffnung, die uns trägt, und zum anderen aber auch das Zeugnis der Tat, also eine Ökumene der Barmherzigkeit, in der wir gemeinsam Zeugnis geben von dem barmherzigen Gott. So übersetze ich einfach „Rechtfertigung“: Gott begegnet mit seiner Barmherzigkeit zuvorkommend dem Menschen. Das ist nicht nur eine Botschaft, die wir mit Worten weitergeben, sondern auch in der Tat.

Barbara Rudolph: Ja, da kann ich sehr gut mitgehen. Früher lebten die Menschen 30 Jahre und hatten ein ewiges Leben vor sich. Heute leben die Menschen 80 bis 90 Jahre und erwarten danach nichts. Sie müssen alles in diese wenigen Jahre packen. Das ist die erste wichtige Botschaft, die wir haben, dass wir in den Brüchen des Lebens Begleitung anbieten. Wir sagen den Menschen in den Hochphasen und in den tiefen Erfahrungen: Da ist eine Dimension, die trägt dich unabhängig von dem, was du an Wert heraus holst. Das ist für mich Rechtfertigung. Ich bin unabhängig von dem, was ich geleistet habe, was ich an Erfolg habe, wertvoll. Diese Zusage brauchen übrigens die Erfolgreichen genauso wie die Erfolglosen. Ich finde die Frage Luthers „Wie kriege ich einen gnädigen Gott“ gar nicht so aktuell. Vielleicht fragen die Leute nicht

mehr nach dem gnädigen Gott, aber nach einem ungnädigen Terminkalender richten sich so viele Menschen in ihrem Leben. Mit welcher gnadenlosen Effektivität gestalten wir den Alltag, gestalten wir aber auch die Wirtschaftsordnung in dieser Welt. Da ist die Frage nach Gnade, nach der Fülle des Lebens für alle gestellt. Darauf folgt die Zusage, aber auch der Anspruch. In der Bibel ist das die Prophetie. Wir haben als katholische und evangelische Kirchen, als Christinnen und Christen in diesem Land, die Aufgabe des prophetischen Mahnens und der prophetischen Vision.

Werner Höbsch: Wobei es ja nicht darum gehen kann, dass ich dann besser mit meinem Terminkalender oder gnädiger mit mir selber umgehe, sondern um den manchen Zeitläufen querstehenden Satz der Hoffnung, die ich nicht aus mir selber nehme, sondern die Hoffnung, die Jesus Christus ist. Diese ist in die Sprache der Zeit auszusagen, ansonsten ist ja die ganz große Gefahr einer Selbstbanalisierung gegeben.

Barbara Rudolph: Aber die macht sich in solchen Kleinigkeiten auch bemerkbar. Dass die Wirtschaft Work-Life-Balance entdecken und der Kirche in Erinnerung rufen musste, zeigt auch, dass es zwar auf der einen Seite banal ist, auf der anderen Seite aber in diesen Alltäglichkeiten das Evangelium kräftig zu Wort kommen muss. Und wenn wir uns dem Wort Gottes stellen, aus dem Prophetie und Tat folgen, dann haben wir genug zu tun, so dass wir zum Streiten am Ende nur noch wenig Zeit haben werden.

Werner Höbsch: Ich würde gerne noch Perspektiven der Ökumene aufgreifen. Wo stehen wir? Was sind die Schritte, die als nächste anstehen? Und wie wächst eigentlich Ökumene?

Barbara Rudolph: Ich finde es immer sehr schwierig, eine gleichmäßige, dynamische Weiterentwicklung der Ökumene zu beschreiben. Die letzten 50 Jahre haben uns gezeigt, dass es nicht eine lineare Weiterentwicklung gibt, sondern ein Auf und Ab. Nach den Aufbrüchen des II. Vaticanums, in dem die Katholische Kirche sich der Ökumene sehr geöffnet und hier in Deutschland viel bewirkt hat, hat sich das zur Jahrtausendwende, als man dachte, es geht ökumenisch steil nach oben, wieder sehr rückentwickelt oder

zumindest anders entwickelt. Ich glaube, was immer notwendig ist, ist das, was wir beide gerade tun. Miteinander reden. Es war uns wichtig, dass Sie bei unserem rheinischen Text zum Islam „Weggemeinschaft und Zeugnis“ Ihre Perspektive dargestellt haben. Das ist das Eine, dass wir miteinander reden, das zweite ist das, was jetzt zum Auftakt des Reformationsjubiläums die Kirchenleitungen der deutschen Bistümer und der Evangelischen Kirche in Deutschland gemacht haben: sie sind zusammen gepilgert im Heiligen Land. Sie haben miteinander Gottesdienst gefeiert und miteinander in der Bibel gelesen. Die Bischöfe sind tief bewegt wieder zurückgekommen. Pilgern und beten geht tiefer als miteinander verhandeln. D.h. wir müssen uns miteinander wirklich geistlich auf den Weg machen. Ich glaube, im wörtlichen Sinne. Das Dritte, was wir an vielen Stellen schon gut können, ist, miteinander arbeiten, gemeinsam in dieser Gesellschaft Verantwortung übernehmen. Beim Thema Flüchtlinge ist das gerade hier im Erzbistum und der Rheinischen Kirche ziemlich deutlich, wie das geht. Und das Vierte ist tatsächlich, dass wir über bestimmte Fragen auch weiter streiten müssen. Da werden wir auch keine Ruhe geben. Das ist notwendig, aber wenn wir andere Menschen locken wollen, Lust zu bekommen am Christentum, dann muss das ein ganz fairer und neugieriger Streit sein und nicht ein besserwisserischer.

Werner Höbsch: Genau das denke ich auch. Wir brauchen eine Ökumene des theologischen Gespräches und des theologischen Austausches, also Gespräche, die oftmals auch auf Fachebene geführt werden. Dann brauchen wir eine geistliche Ökumene. Das ist die Ökumene des Pilgerns, die Ökumene der gemeinsamen Gottesdienste und des Gebetes, wo wir auch gemeinsam um die Einheit bitten. Das Dritte ist die Ökumene der barmherzigen Praxis, wo wir mit allen Christinnen und Christen in der Tat Zeugnis geben von diesem Christus in die Welt hinein.

Eine Frage, die beschäftigt mich auch, die erfahre ich oftmals in Gemeinden. Dass viele Menschen wenig Verständnis für das bis heute Unterscheidende aufbringen und sagen, naja, da „oben Ihr“, und damit sind die Theologinnen und Theologen gemeint, ihr findet immer noch Unterschiede, über die es sich lohnt zu streiten, wir verstehen diese Unterschiede überhaupt nicht mehr. Also,



warum können wir denn nicht gemeinsam Eucharistie oder Abendmahl feiern? Macht „ihr oben“ mal, „wir unten“ machen unsere Sachen. Wie ist das aus Ihrer Sicht? Sie gehören zur Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland. Bremsen Sie da eher?

Barbara Rudolph: Der Satz vom „oben und unten“ ist ökumenisch, das sagen evangelische Christen und Christinnen genauso wie ihre katholischen Geschwister. Ich sage dann immer als Erstes, sie haben noch nicht verstanden, wie das evangelische Kirchenverständnis ist. Oben ist nämlich die Gemeinde. Die Gemeinde ist das Wichtigste. Sie entsendet in Kreissynode und Landessynode und die wählt eine Kirchenleitung. D.h. wir sind in der Hierarchiestufe nachgeordnet. Das zweite, was ich sage: Ich erlebe das gar nicht so mit oben und unten. Ich erlebe fortschrittliche kirchenleitende Menschen neben sehr konservativen und zurückhaltenden oder auch ängstlichen kirchenleitenden Menschen jeder Konfession. Dasselbe gilt für die Gemeindebasis: ich erlebe sehr fortschrittliche und sehr konservative Gemeindebasis. Das kennen Sie von sich und das kenne ich aus dem Protestantismus. Es gibt Menschen in unseren Gemeinden, die sind überhaupt nicht ökumenisch offen. Das Dritte: ich glaube allerdings wirklich, dass die Menschen, die vor Ort zweierlei aushalten – die Getrenntheit der Konfessionen in den Familien und das säkulare Umfeld – nicht noch mehr Sand im Getriebe von Seiten der Kirchenleitungen brauchen. Da haben wir eine wichtige Aufgabe als Kirchen, dass das, was wir in der Taufanerkennung von 2007 geschafft haben, uns nämlich gegenseitig die Taufe anzuerkennen, für Menschen, nachdem

sie getauft worden sind, lebbar ist. Da haben wir eine Verantwortung, die wir noch nicht gut genug wahrnehmen als Kirchenleitung, nämlich Menschen das Glauben in den unterschiedlichen Konfessionen in ihren Familien und ihren Nachbarschaften einfacher zu machen. Ich kann verstehen, dass Menschen, auch kluge Menschen (wir wissen, bis in den Bundestag hinein) nicht mehr warten wollen. Sie brauchen jetzt ihre Energie für etwas anderes, nämlich für das Christuszeugnis und nicht für den Kirchenstreit.

Werner Höbsch: Das hieße dann, das konfessionelle Zeitalter ist zu Ende.

Barbara Rudolph: Ja und nein. Es gibt eine ganze Reihe postkonfessioneller Kirchengründungen, fast alle Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in diesem Land sind nachkonfessionelle Gemeinden. Viele, denen wir in Afrika und Asien begegnen, sind ebenfalls nachkonfessionell. Auf der anderen Seite gibt es eine tiefe Wiederentdeckung der Konfessionalität. Die Wurzeln des eigenen Glaubens entdecken Menschen noch einmal ganz neu; beides gehört für mich zusammen: die Tiefe der eigenen konfessionellen Tradition und die Weite, auch post-konfessionell zu denken.

Werner Höbsch: Noch etwas zum Abschluss: Ich halte es für wichtig, dass wir über das, was uns theologisch unterscheidet, sprechen und darum wissen, dass uns mehr verbindet als trennt. Das ist der Punkt, an dem wir heute sind. Und ein zweiter Gedanke dazu: meine Erfahrung ist, dass Ökumene einen entscheidenden Impuls an der Basis, in den Gemeinden findet. Da ist mehr möglich, als man gemeinhin denkt: z.B. ökumenische Bi-

belwochen, wo katholische und evangelische Christen zusammenkommen und sich dem Wort stellen, konkrete Aktionen der Umkehr etwa, gemeinsames Pilgern, ökumenische Gottesdienste; all das ist ja heute schon möglich und für mich wächst Ökumene sehr stark von unten, und das sollte auch bestärkt werden, dass Menschen, die am gleichen Ort leben, aber in unterschiedlichen Kirchen zu ihrem Gottesdienst gehen, zusammenkommen. Das andere, dass wir uns weiter begegnen und miteinander sprechen, das wird und muss ohnehin passieren.

Barbara Rudolph: Mich erinnert das an das alte „Lund-Prinzip“ aus den 50er Jahren: Die Kirchen müssen in Zukunft rechtfertigen, was sie getrennt tun; selbstverständlich ist das, was sie zusammen tun. In dieser Richtung würde ich im nächsten Jahr, auch mit dem Erzbischof und der Rheinischen Kirche, noch in eine größere Verbindlichkeit eintreten, möglichst sogar mit einer Vereinbarung, wo wir uns zur Ökumene verpflichten.

Raimund Litz: In diesem Sinne kann es auch keinen Abschluss dieses Gespräches geben. Das ist jetzt eine Art Standortbestimmung. Wir haben gesehen, dass es eine Reihe „konvergierender Optionen“ gibt, trotz bleibender Differenzen, denen auch eine Bedeutung zukommt, die aber niemals dem im Wege stehen können, was beiden Kirchen Anspruch und Maßgabe ist, nämlich Christus, auch und gerade in unserer säkularen Zeit, zu vergegenwärtigen. Und daher ganz herzlichen Dank Ihnen, Frau Rudolph und Herr Höbsch, dass Sie für dieses Gespräch zu uns gekommen sind und Ihnen beiden für ihren wirklich lebendigen und anregenden ökumenischen Dialog!

Frau Oberkirchenrätin Barbara Rudolph ist Mitglied der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR). Sie leitet die Abteilung 1 – Theologie und Ökumene.

Herr Dr. Werner Höbsch ist Leiter des Referates für Dialog und Verkündigung im Generalvikariat des Erzbistums Köln.

Herr Dr. Raimund Litz ist Erzbischöflicher Schulrat und Mitglied der Redaktion der Zeitschrift *impulse*.